

STEFAN HEID · ROM

HALTUNG UND RICHTUNG

Grundformen frühchristlichen Betens

Hände und Augen zum Himmel

Es gibt wohl kaum einen christlichen «Lebensvollzug», der so wenig reflektiert wird wie die Orantenhaltung des Priesters, der zu den offiziellen Gebeten der Messfeier (Tagesgebet, Gabengebet, Kanon, Schlussgebet) die Hände erhebt. Selbst in der sog. «liturgischen Bewegung» vor dem 2. Vatikanischen Konzil, die sich intensiv mit den Gebetshaltungen befasste (R. GUARDINI, *Vom Geist der Liturgie*, 1918), sprach man nur über das Händefalten und Knien, nicht über das Erheben der Hände. Der Grund war wohl, dass allein der Priester die Hände zum Gebet erhebt, während alle anderen eben knien und die Hände falten. So schien es sich beim priesterlichen Gebetsgestus nur um einen unwichtigen, marginalen Ritus zu handeln, ein heiliges Relikt uralter Gewohnheit. Erstaunlich ist dann allerdings aus heutiger Sicht, dass man dieses Relikt nicht längst über Bord geworfen hat, so wie es anderen altehrwürdigen Traditionen erging. Erstaunlich ist ebenfalls, dass sich auch Priester kaum je Gedanken machen, weshalb sie ausgerechnet beim hoheitlichen Beten die Hände heben, was sie doch beim privaten Beten nie tun. Es herrscht einfach Desinteresse: Die Priester heben die Hände, wie sie wollen, mal in dieser oder jener Weise, ob das irgendeinen Sinn hat oder auch nicht.

Will man diesen Gestus nicht als völlig albern und geistlos aufgeben, kann nur ein Blick in die Geschichte helfen: Wohl bis zum Mittelalter war die Betweise mit erhobenen Händen die allgemein vorherrschende Praxis. Denn alle Christen, Kleriker wie Laien, Männer wie Frauen, Okzidentalern wie Orientalen, haben mindestens bis zum Mittelalter gerade so gebetet, wie heute fast nur noch die Priester beten¹. Das lässt sich durch eine erdrückende Zahl von Texten und Bildern belegen. Die seit Jahrhunderten allein dem Priester vorbehaltene Händeerhebung ist nur als Schrumpffritus

STEFAN HEID, Professor für Liturgie und Hagiographie am Päpstlichen Institut für Christliche Archäologie.

eines in der Frühzeit reicheren liturgischen Erbes und Erlebens zu verstehen. Die Händeerhebung weist geradezu auf die Urform allen Betens: Sie war bereits der paganen wie jüdischen Religiosität geläufig und wurde von den Christen selbstverständlich übernommen und mit gewandelter Sinnggebung weitergeführt. Daneben gab es bei verschiedenen Gelegenheiten selbstverständlich auch die anderen Gebetsweisen: etwa das Knien oder die Proskynese, wie sie besonders im byzantinischen Osten rituell praktiziert wurde (kleine und große Metanoia) und von dort ins rituelle Gebet des Islam Eingang fand.

Im lateinischen Westen blieb das stehende Beten mit erhobenen Händen für viele Jahrhunderte charakteristisch. Dieser Gestus war tief im christlichen Gottesdienst verwurzelt und hat nachhaltig auf sakrale Kunst und Architektur ausgestrahlt. Gerade dieser letzte Aspekt, nämlich die Auswirkung der Gebetshaltung auf Kirchenbau und Kirchenkunst, wurde bislang ignoriert, weil man ein entscheidendes Detail übersah: Priester wie Laien beteten nicht nur mit erhobenen Händen, sondern blickten dabei auch auf². Der liturgische Ruf «Lasset uns beten» meinte konkret: steht auf, erhebt Hände und Augen zum Himmel! Genau diese Formulierung «Hände und Augen zum Himmel erheben» begegnet bis ins 6.-7. Jahrhundert geradezu stereotyp, wenn man den Akt des Gebets beschreibt: einsames ebenso wie gemeinsames, privates ebenso wie liturgisches Beten ging immer einher mit beiden «Erhebungen»: der Hände und der Augen, und zwar erhob man Hände und Augen «zum Himmel» bzw., was das gleiche meinte, «zu Gott». Auch die Augenerhebung ist in der frühchristlichen Ikonographie, wo Beter dargestellt wurden, gut dokumentiert³.

Der Himmelsblick beim Gebet ist biblisches Urgestein: «Ich erhebe meine Augen zu dir, der Du hoch im Himmel thronst. Wie die Augen der Knechte auf die Hand ihres Herrn, wie die Augen der Magd auf die Hand ihrer Herrin, so schauen unsre Augen auf den Herrn, unsern Gott, bis er uns gnädig ist» (Ps 123,1f), d.h. bis er unseren Himmelsblick gnädig erwidert. «Ich suchte den Herrn, und er hat mich erhört (...). Blickt auf zum Herrn, so wird euer Gesicht leuchten, und ihr braucht nicht zu erröten» (Ps 34,5f). Gott leuchtet demnach wie die Sonne. Schaut man betend zum Osthimmel auf, wird auch das eigene Gesicht im Glanz der aufgehenden Sonne strahlen. Der Beter scheut sich aufzuschauen, weil er in seiner Sünde erröten möchte. Aber er braucht nicht zu erröten, denn Gott hat ihn bereits erhört: Der Beter, dem Gott ins Gesicht schaut, ist schon erhört und braucht nicht mehr zu erröten.

Die Augenerhebung ist selbstverständlich auch jesuanisch: «Er erhob seine Augen zum Himmel und sprach: ‹Vater›» (Joh 17,1), oder: «Er nahm die fünf Brote und die zwei Fische, blickte zum Himmel auf, sprach den Lobpreis, brach die Brote und gab sie den Jüngern» (Mt 14,19). Der Himmels-

blick Jesu wird im römischen Messkanon in Erinnerung gerufen, wenn es heißt: «Elevatis oculis in caelum ad Te Deum Patrem suum omnipotentem», wobei der Zelebrant in diesem Moment als alter Christus ebenfalls nach oben schauen soll.

Erhebung der Hände und der Augen bildeten in der frühen Kirche einen einzigen Gestus. Es handelte sich schlicht um den auf den himmlischen Gott übertragenen Gesprächsgestus. Es entsprach der antiken rhetorischen Regel, dass man selber dorthin schaute, wohin man zeigte. Erhob man also die Hände zum Gebet, weil man sich an den Himmelsgott wendete, so musste man auch in diese Richtung schauen. Es wäre als unhöflich empfunden worden, zu Gott im Gebet zu sprechen, ohne sich ihm zuzuwenden und ohne ihn anzuschauen. Nur der schamgebeugte Sünder wagt nicht, seine Augen zum Himmel zu erheben (Lk 18,13). Damit ist schon klar, dass die frühchristliche Gebetshaltung in jedem Fall ein nach oben Strecken der Arme und Hände war, nicht einfach ein vertikales Ausbreiten oder ein Vor-Sich-Hinhalten der Hände, wie man das heute zuweilen – inspiriert durch außerchristliche Meditationshaltungen – tut.

Körperliches Gottesbekenntnis

Das Erheben der Hände war Ausdruck der Transzendenz Gottes, zugleich Ausdruck dafür, dass die Worte der Beter sich nicht an die Mitmenschen richteten, sondern an Gott. Auch das Gebet des Priesters erging nicht wie etwa die Predigt an sein Gegenüber im Kirchenraum, sondern richtete sich nach oben: Es stieg empor wie Weihrauch (Ps 88,10), wohin der Beter Hände und Augen erhob. Es bestand also beim Gebet kein Blickkontakt zwischen Priester und Volk, selbst wenn sie sich gegenüber standen. Denn beide Seiten erhoben Hände und Augen zum Himmel. Man muß sogar noch schärfer sagen: Der Himmelsblick sollte geradezu das gegenseitige Anschauen unterbinden: das «Lasset und beten» wurde gewiss als Aufruf empfunden, Gott für die Spanne dieses Gebets die uneingeschränkte Aufmerksamkeit zu schenken.

Die frühchristliche Gebetshaltung war in ihrer Schlichtheit und Offensichtlichkeit reines Gottesbekenntnis: Gott, der Transzendente, kam als der Erhabene und Jenseitige in den Blick. Gott wurde zugleich ansichtig als jener, der nicht einfach Teil der Welt ist, sondern ihr Schöpfer und Herr. Gott, der die Welt erhält und bewegt, der, nach der Vorstellung der Alten, die Sphären in Bewegung hält, er thront über dem Himmelsgewölbe (Ps 123,1). Beten war kein kumpelhaftes Tun, und gemeinsames Beten war keine mitmenschliche Unterredung, sondern die Hinwendung aller zum großen und einen Gott. Es kam daher auch in der frühen Kirche niemand auf die Idee, zur Aufforderung «Lasset uns beten» den Kopf zu neigen, um still innerlich zu beten, so als ob das Gebet nur eine Sache zwischen Gewissen und Gott wäre.

Gebet war gerade das Gegenteil: aufrechtes, selbstbewusstes, öffentliches Tun. Das natürliche Ambiente eines solchen Betens war die Natur selbst. Denn Gott ist nicht einfach nur im innersten Innern des Herzens, sondern er ist realer Herr über den realen Kosmos. Dieses Ordnungsgefüge der Welt war für den antiken Menschen schlechthin im Blick auf das Himmelsgewölbe fassbar: der Himmel und die Himmel der Himmel bildeten die äußerste Grenze des von Gott geschaffenen Kosmos. Das Stehen in freier Natur, das Ausstrecken der Hände zum Himmelsgewölbe, das Schauen nach oben – all das war eine einzige Aussage: der Mensch, dieser Erdenwinzling, sah sich im Glauben ermächtigt, sich dem Herrn und Schöpfer des Alls zuzuwenden.

Im Beten im Freien drückte sich zugleich die Allgegenwärtigkeit und Allerreichbarkeit Gottes aus: so wie der Himmel sich über die ganze Welt erstreckt und es keinen Ort gibt, über den sich nicht der Himmel wölbt, so ist Gott immer und überall im Gebet erreichbar und anschaulich. Ich muss es nur wollen, ich muss unter den Bäumen Adams hervortreten (Gen 3,8)⁴, den Kopf erheben, ich muss meinen Blick von der Erde wegwenden und aufschauen. Die frühchristlichen Apologeten haben genau dies gesagt: Der Mensch ist als Zweibeiner geschaffen, Kopf und Augen sind oben angebracht, weil der Mensch von Gott dazu geschaffen ist, dass er nicht auf die Erde nach unten, sondern hoch zu seinem Schöpfer schauen soll. Deshalb läuft er nicht auf allen Vieren, sondern streckt auch seine Arme nach oben zu Gott, der ihn frei stehen und gehen lässt. Man könnte daher sagen: anders als die Tiere ist der Mensch als Beter geboren, als Gottesschauer.

Beten im Kirchenraum

Kaiser Konstantin erklärte 321 den Sonntag für die gesamte Reichsbevölkerung zum Ruhe- und Gebetstag, gleich welcher Religion sie folgten. Für die Soldaten traf er folgende Regel: Die Ungetauften traten zum gemeinsamen Gebet auf offenem Feld vor der Stadt an; sie sollten ihre Hände zum Himmel erheben und zum König des Himmels ihre Augen richten⁵. Die Christen hingegen sollten zum Gottesdienst in die Kirche gehen. Es fragt sich, ob nun hier im Kirchenraum der traditionelle Gebetsgestus, der den Himmelsbezug verlangte, verkümmerte und schließlich verloren ging. Dies war zumindest für einige Jahrhunderte nicht der Fall. Es gab keinen Bruch, wenn man so will, zwischen vor- und nachkonstantinischer Kirche: Die im Kirchenraum versammelte christliche Gemeinde betete gemeinsam mit den Priestern selbstverständlich mit «zum Himmel» erhobenen Händen und Augen.

Hier nun kommen die kirchenbaulichen und künstlerischen Aspekte christlicher Gebetshaltung ins Spiel. Mit dem von Konstantin gestifteten Bau der Lateranbasilika in Rom legte er für alle Jahrhunderte den christlichen

Kirchenbaustil im Westen wie im Osten fest. Es war ihm und den kirchlichen Verantwortungsträgern völlig klar, dass nur ein hoher, den Blick nach oben freigebender Kirchenraum als Gebetsraum akzeptabel war. Da man beim Gebet aufschaute, konnte ein niedriger Kirchenraum allenfalls als Notlösung dienen.

Vor allem aber erschließt sich erst durch die Gebetshaltung, weshalb in den frühchristlichen Kirchen immer die Apsiswölbung mit Bildern ausgeschmückt wurde: mit Mosaiken, und zweifellos häufiger, aber weniger erhalten, mit Malereien: dorthin schaute der Beter! Besonders in Rom und Ravenna sind lehrreiche Beispiele erhalten. Die Apsiswölbung wurde überwiegend mit einer Christusdarstellung oder dem Kreuz geschmückt⁶. Hinzu kam stets auch ein blaues, sternensüßes Himmelssegment oder ein Wolkenhimmel. Der Beter sollte ja Hände und Augen «zum Himmel» erheben, und zwar gerade auch im Kirchenraum. Die Apsiswand wurde also durch den fiktiven Himmel gewissermaßen durchbrochen, so dass man meinte nach draußen in den Himmel zu schauen.

Mochte also eine frühchristliche Kirche, zumal bei kaiserlichen Stiftungen, überreich ausgestattet und dekoriert gewesen sein, so war das Apsisbild durchaus keine bloße Dekoration, sondern liturgisch erforderlicher Bezugspunkt des Gebets. Selbstverständlich legte die Apsis damit auch, gleich nach welcher Himmelsrichtung die Kirche lag, die Gebetsrichtung fest: Zur Apsiswölbung sollte der Beter schauen, denn gerade für das Gebet wurde sie so ausgeschmückt. Das Apsisbild war Gebetsbild: im Kreuz und in der Christusgestalt war Gott selbst geheimnisvoll gegenwärtig. Das belegt die wohl ins 6. Jahrhundert zurückgehende Legende, wonach bei der Einweihung der Erlöserkirche am Lateran (also die heutige Lateranbasilika) eine auf Wolken schwebende wunderbare Christusbüste erschien, so wie es auf dem Apsismosaik dargestellt war (Christusbüste über dem Kreuz). Der Erlöser selbst war also in seinem Bild im Altarraum gegenwärtig.

Seit dem 7.-8. Jahrhundert gab es in den Kirchen kleinformatige Andachtsbilder (Ikonen) in Augenhöhe, etwa in Rom in der von Griechen genutzten Kirche am Forum Romanum «Santa Maria Antiqua». Es wäre aber falsch zu meinen, erst das auf Augenhöhe gebrachte Bild wäre ein Gebets- und Andachtsbild gewesen. Vielmehr waren in den vorausgehenden Jahrhunderten die erhabenen monumentalen Apsisbilder ebensolche Gebetsbilder. Das Ikonenbild auf Augenhöhe verrät eher den neuen Individualismus, den allgemein zu beobachtenden Trend zur innerlichen, privaten Spiritualität. Hingegen entsprach es frühchristlicher Frömmigkeit, dass die ganze Gemeinde beim gemeinsamen Beten auf das allen sichtbare Christusbild in der Apsis schaute und sich von diesem Christus anschauen ließ.

Für die Christen war all dies keine Nebensächlichkeit. Denn während der Heide auf freiem Feld betete – auch die Tempel waren nie eigentliche

Gebetsräume – und dabei zur Sonne als dem gleichsam göttlichsten aller Gestirne aufblickte, betete der Christ in der Kirche zu seinem Gott, den man nun einmal im Himmel nicht sehen, den man aber bildlich darstellen konnte. Darin bestand geradezu das Privileg, im Kirchenraum beten zu dürfen statt in der freien Natur. Das Christusbild oder Christuszeichen in der Apsis waren wichtige Elemente, um gerade das den Christen eigene Gottesbild anschaulich zu machen. Obwohl auch sie beteten wie die Juden und Heiden, so beteten sie doch anders: nämlich zum Gottessohn Jesus Christus, dem Pantokrator und Schöpfer des Kosmos, der sichtbare Menschengestalt angenommen hatte.

Dieser, ihr Gott, besaß ein Gesicht, das sie beim Beten wirklich anschauen konnten, und zwar nicht wie man auf eine Wand guckt, sondern wie man einen Menschen anschaut: in die Augen. Gott ließ sich anschauen, und er schaute den Beter an, mit großen, runden Augen (SS. Cosma e Damiano in Rom!): nicht etwa als «Big Brother», der überwacht, alles sieht und strafend ahndet. Wenn vielmehr Gott den Beter anschaut, dann hat er ihn ja schon gnädig erhört. Deshalb blicken die großen Christusbilder frühchristlicher Kirchen gewissermaßen in alle Richtungen: Man kann nicht ausmachen, ob sie nach rechts oder links sehen: sie schauen auf alle. Genau das war von den Künstlern gewollt, die ein religiöses, kein dekoratives Bild schufen.

Reinheit der Hände und des Herzens

Nach der Augenerhebung bleibt nun noch zu klären, weshalb man zum Gebet die Hände erhob. In den paganen Quellen sind darüber keine sehr eindeutigen Aussagen greifbar, aber vorherrschend war wohl das Anliegen der Reinheit: Gott ist rein, und so wie die Sonne reine Strahlen auf die Menschen sendet, so soll der Mensch sich würdig und rein der höchsten Gottheit zuwenden. Zahlreiche Belege bei paganen wie christlichen Schriftstellern zeigen, dass man die Hände wie beim Pritschen im Volleyballspiel hielt, also die Handflächen nach oben⁷. Besonders in den frühchristlichen Darstellungen von Betern ist dies deutlich zu sehen, auch wenn es selbstverständlich keine völlig einheitliche Händehaltung gab. Indem man Gott gleichsam seine Handflächen zeigte, brachte man zum Ausdruck: Sieh her, Gott, hier komme ich mit reinen Händen, ich wage es, zu dir aufzuschauen, weil an meinen Händen kein Blut klebt und mein Herz unschuldig ist. Umgekehrt heißt es schon bei Jesaja: «Wenn ihr eure Hände erhebt, verhülle ich meine Augen vor euch. Wenn ihr auch noch so viel betet, ich höre es nicht. Eure Hände sind voller Blut» (Jes 1,15). Paulus mahnt: «Ich will, dass die Männer überall beim Gebet ihre Hände in Reinheit erheben, frei von Zorn und Streit» (1 Tim 2,8).

Der schon in Antike und Judentum geläufige Gedanke der Reinheit musste den Christen, die einen hohen moralischen Anspruch erhoben, besonders wertvoll sein. Die Händeerhebung zum Gebet war also kein Verlegenheitsgestus, weil man nichts Besseres mit den Händen anzufangen wusste. Sie war vielmehr das öffentliche Bekenntnis, durch Gottes Gnade von (schweren) Sünden rein und somit gebetsfähig zu sein. Die Gemeinde der Getauften wusste sich erlöst und befähigt, aufrechten Ganges, erhobenen Blickes zu beten. Als Beleg ließ man Gott gewissermaßen die reinen Hände sehen. Wer aber nicht getauft war, oder wer eine schwere Sünde begangen hatte, der durfte nicht beten. Die frühe Kirche hat Ungetaufte und schwere Sünder ausgegrenzt und ihnen nicht erlaubt, mit den anderen die Hände zum Himmel zu erheben. Es wäre ein in sich unrichtiges und unehrliches Zeichen gewesen.

Aus dieser Logik heraus besaßen die frühchristlichen Kirchen ein Atrium mit Brunnen. Auch das wurde später vom Islam übernommen: Vor dem Gebet wusch sich der Christ die Hände (nur zuweilen auch Gesicht und Füße). Die Händewaschung, heute nur noch als Miniritus vor der eucharistischen Opferhandlung für den Priester vorgesehen, war eine Pflicht für alle Beter, und zwar genau deshalb, weil sie alle beim Gebet ihre Hände erhoben. Händewaschung war kein hygienischer Akt. Es wurde auch nicht damit begründet, für die Handkommunion saubere Hände zu haben. Vielmehr folgte die Händewaschung aus dem Gebetsgestus. Johannes Chrysostomus sagte es einmal so: Wenn ihr in die Vorhalle der Kirche kommt, dann wascht nicht nur eure Hände äußerlich mit Wasser, sondern gebt auch den Armen, die unter den Portiken lagern, ein Almosen: so erhebt ihr wahrhaft reine Hände zum Gebet, und ein solches Gebet wird von Gott erhört werden⁸.

Chrysostomus versuchte also zu verhindern, dass die Händeerhebung zu einem Formalismus verkümmerte. Indem er den Bezug zur Nächstenliebe herstellte, bestätigte er aber doch auch, dass auf den Gedanken der Reinheit beim Gebet nicht verzichtet werden konnte. Es handelte sich dabei weder um eine kultische noch um eine philosophische, vielmehr um eine christliche Reinheit. Es war keine kultische Reinheit, insofern das Christentum keine kultischen Verunreinigungen mehr kannte wie noch das Judentum. Es war aber auch keine philosophische Reinheit, weil die Christen nicht die Überzeugung der Platoniker teilten, Materie an sich verunreinige, man müsse sich also von der Erde lösen, um zu Gott zu gelangen. Der christliche Reinheitsbegriff zielte hingegen auf Sündenfreiheit: Wer sich keiner schweren Sünde wider Gott und Mensch bewusst war, durfte es wagen, seine Hände zum Gebet zu erheben.

Um den Zusammenhang von Gebet und Nächstenliebe hervorzuheben, hätte Chrysostomus auch auf die noch ältere christliche Gebetspraxis ver-

weisen können, die allerdings zu seiner Zeit nicht mehr bewusst gewesen sein dürfte: Noch im zweiten Jahrhundert schlossen die Christen nämlich jedes gemeinsame Beten mit dem Friedensgruß (Pax, Bruderkuß) ab⁹. Beides, Gebet und Friedenskuß, verband sich zu einem harmonischen Ritus, indem auf die Hinwendung zu Gott die Hinwendung der Betenden zueinander folgte. Während des Gebets schauten alle in dieselbe Richtung mit erhobenen Händen und Augen. Sobald das Gebet mit der Doxologie endete, senkte man die Arme, drehte sich zur Seite dem anderen zu und man fiel sich in die Arme. Es war also keineswegs so, dass der Gebetsgestus der Christen gewissermaßen zu stark den vertikalen Bezug betonte und zu sehr den einzelnen Beter vom anderen entfernte, ganz im Gegenteil: Gerade weil man die Hände zum Gebet erhob, konnte man sich mit eben diesen Händen zum Bruderkuß um den Hals fallen.

Aktuelle Randbemerkungen

Auch wenn es gewagt ist, aus den Tiefen der Vergangenheit Lehren für das Heute hervorzuholen, dürfen doch Wünsche geäußert werden. Nützen könnte eine neue Reflexion über die Körperhaltung beim Gebet, und sei es nur bei den Priestern. Eine geist- und zuweilen würdelose Händehaltung macht bei ihnen einen ebenso jämmerlichen Eindruck wie eine barockpathetische. Vor dem Hintergrund des Gesagten genügt schon der Gedanke, dass es heute also nur der Priester «wagt», die reinen Hände zum Gebet zu erheben; alle anderen falten sie nur. Dies könnte für den Priester ein Impuls sein, diese Haltung ebenso entschieden wie auch demütig einzunehmen.

Auf der anderen Seite, was die Konzelebranten, Diakone, Messdiener und Gläubigen betrifft, so verbietet es sich nach dem Gesagten, den Ruf des Priesters «Lasset uns beten» gewissermaßen als Aufruf zu bürgerlicher Höflichkeit zu verstehen, auf dass sich nun alle Anwesenden zum Zelebranten hindrehen und ihn freundlicherweise anschauen möchten. Blickrichtung beim Gebet kann nur das Kreuz oder ein anderes Christusbild sein.

Dabei entspannt das Wissen um die frühchristliche Gebetshaltung die aktuelle Diskussion um die Ostung. Gewiss war der frühen Kirche die Hinwendung nach Osten wichtig, und zwar für Priester wie auch für Gläubige. Aber gerade im lateinischen Westen wurde das weniger strikt gesehen: Man bestand nicht auf streng geographischer Ostung und ließ in unvermeidlichen Fällen zu, dass sich Priester und Gläubige beim Gebet gegenüberstanden. Aber es herrschte Einigkeit darüber, dass das Gebet ganz Gott gehörte und man sich hierbei gerade nicht gegenseitig anschaute. Daher rührt der Vorschlag Papst Benedikts XVI., ein großes Kreuz in die Mitte des Altars zu stellen, damit Priester und Gläubige, wenn sie sich denn gegenüberstehen, dorthin aufblicken. Liturgisch gefällig wäre es auch, falls kein

Hochkreuz auf dem Altar steht, das Vortragekreuz in die Mitte vor den Altar zu stellen.

Die Gebetsostung ist gewiss auch heute nicht völlig abwegig und verdient wohl als eschatologischer Gestus eine Rehabilitierung. In jedem Fall gehört sie zum liturgischen Erbe und muss vermittelt werden, weil sie sich heute nicht von selbst erklärt. Bei einer Zeltlagermesse direkt neben einem Sonnenblumenfeld war es für mich unvermeidlich, die Jugendlichen einzuladen, das Vaterunser mit mir mit erhobenen Händen und Augen nach Osten hin zu beten: wo doch schon ein Meer von Sonnenblumen es verstand, sich zur Sonne hin auszurichten!

Das führt zu einer allgemeinen letzten Bemerkung: In Katechesen und Predigten wird oft Abwegiges und Abgestandenes herbeigeholt, aber es läge so nahe, auf das, was man tut, erklärend einzugehen: Wie und was man betet. Und dies wiederum nicht losgelöst von Umwelt und Kirchenraum, sondern bezogen auf diese, zumal wenn der Kirchenraum in der reichen kunsthistorischen Tradition christlichen Kirchenbaus steht und nicht einer leergefegten Garage gleicht. Mit dem homiletischen Bezug auf die Kirchenkunst tritt sogleich zum körperlichen Moment des Betens ein visuelles hinzu, was die Zuhörer in der Regel stärker fesselt als abstrakte Exhortationen.

ANMERKUNGEN

¹ In Italien beobachtet man zuweilen, dass auch Laien, etwa zum Vaterunser, die Hände erheben oder, was aus meiner Sicht nicht den eigentlichen Sinn trifft, nur ausbreiten, ohne sie zu erheben.

² Diese Erkenntnis war Ausgangspunkt meines Aufsatzes: *Gebeshaltung und Ostung in frühchristlicher Zeit*, in: *Rivista di Archeologia Cristiana* 82, 2006, 347-404.

³ Ein prominentes Beispiel ist die Beterin in der sog. Velatio-Kammer der öffentlich zugänglichen Priszillakatakomben an der Via Salaria in Rom.

⁴ Das Verbergen der Sünde unter Bäumen ging schon unter Adam schief, und dann wieder bei den beiden geilen Alten, die Susanna im Garten unter Bäumen bedrängten und von denen es bezeichnenderweise heißt: «Sie sahen weder zum Himmel auf, noch dachten sie an die gerechten Strafen Gottes» (Dan 13,9).

⁵ Eus., *Vit. Const.* 4,18-19.

⁶ CHR. IHM, *Die Programme der christliche Apsismalerei vom 4. Jahrhundert bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts*, Stuttgart² 1992.

⁷ Das weite, geradezu kreuzförmige Ausbreiten der Arme beim Beten, wie es Tertullian schildert, kann keineswegs als die gängige frühchristliche Gebeshaltung angesehen werden, sondern war eine eher ungewöhnliche Deutungsvariante.

⁸ Joh. Chrys., *Exp. in Ps.* 140,3 (Patrologia Graeca 55, 430-431); *In 1 Cor. hom.* 43,4 (Patrologia Graeca 61, 372); *In Joh. hom.* 73,3 (Patrologia Graeca 59, 398-399).

⁹ ST. HEID, *Der gebetsabschließende Bruderkuß im frühen Christentum*, in: H. GRIESER/A. MERKT (Hrsg.), *Frömmigkeit im antiken Christentum, Festschrift Th. Baumeister* (im Druck).